

Die Paradoxien des Kulturbegriffes

Von der Geschichtswissenschaft und ihrer Historisierbarkeit

»Eines ist auf jeden Fall gewiß: der Mensch ist nicht das älteste und auch nicht das konstanteste Problem, das sich dem menschlichen Wissen gestellt hat.«¹ Mit diesen Worten historisierte Michel Foucault vor beinahe vier Jahrzehnten eineinhalb Jahrhunderte Humanwissenschaften und stellte damit das Ende einer auf Biologie, Ökonomie und Philologie ruhenden Wissenschaft vom Menschen in Aussicht, die sich von diesen positiven Wissenschaften nur durch den abbildtheoretischen Begriff der Repräsentation abgrenzen kann. An der Wende zum einundzwanzigsten Jahrhundert versucht eine Geschichte, die lange schon auf den Humanwissenschaften Psychologie, Soziologie und Anthropologie ruht, »die Bedingungen der Möglichkeit von Geschichtswissenschaft zu reformulieren und methodisch-theoretische Zweifel an der Repräsentierbarkeit historischer Umstände zurückzuweisen.«² Die Rede ist von jener Krise, welche die Geschichte als Wissenschaft entlang der Debatte um den international »gefeierten«, jedoch relativ unbestimmten Begriff der Kultur durchmachen würde. In dieser jüngsten – aber gleichzeitig ältesten – Debatte kulminieren Gefechte um die Worte oder Namen der Geschichte, welche in der deutschsprachigen Historiographie der letzten Jahrzehnte mit geringem intellektuellen, dafür aber hohem institutionellen Einsatz geführt wurden. Mit einiger Verspätung wird so »Eine uralte Schlacht«³ geschlagen: Kulturgeschichte als Alltagsgeschichte (Mikrogeschichte) oder anthropologisierende Kulturwissenschaft (historische Anthropologie) auf der einen und eine universale Gesellschaftsgeschichte auf der anderen Seite. Diese Frontstellung zeigt deutlich, dass der Kampf nicht außerhalb der Humanwissenschaften stattfindet, die Kombattanten also auf demselben archäologischen Niveau operieren. Man erinnere sich nur an das Auftreten von Mikrogeschichte und historischer Anthropologie, die mit einer bemerkenswert »großen« Geste der – auf empirischer Soziologie und Massenpsychologie fußenden – historischen Sozialwissenschaft vorwarfen, die Innenseite des Menschen mit einem totalisierenden Gesellschaftsbegriff eliminieren zu wollen. Die Nähe zu kleineren Analyseeinheiten und zum Individuum samt seinen Handlungsspielräumen, die der ›Wahrheit‹ der hinter den Quellen auftauchenden Menschen verpflichtete »dichte Beschreibung« und die Anthropologisierung des »Blickes« stellten aber nicht minder empir(ist)ische Tota-

litäten von Menschheiten her. In dieser Konfrontation mit den jeweils eigenen Schatten blieb folglich das historische und epistemologische Aussageniveau unverändert.

Die Umstände, dass erstens Bourdieus avancierte Soziologie ob einer ungenauen Rezeption nur allzu oft als Handlungsanweisung für den *Homo Academicus* aufgenommen wurde, dass zweitens ein »Misreading« Derridas zur Behauptung führte, jegliches expressive Verhalten sei als Text zu verstehen, und dass drittens genealogische Konzepte nach Nietzsche oder Foucault nur sehr dürftige Verwendung fanden, ließen an den Rändern des Schlachtfelds den sogenannten »Postmodernismus« auftauchen, der aber schlicht eine Fremdkonstruktion blieb, die das wilde Außen der Geschichte zu markieren hatte. Somit wird in den aktuellen Diskussionen ein zweifacher Mangel deutlich: Mangel an Lektüre und Mangel an Historisierung der eigenen Wissenschaft. Beide sind verantwortlich für die aktuelle Isolation der *Geschichts-Wissenschaft*, die noch am ehesten vom Fachbereich der *Wissenschafts-Geschichte* problematisiert wird.

Dahingehend ist *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*⁴ der programmatische Versuch, genau diese Mängel zu beheben und die Diskussion auf weitaus höherem Niveau zu starten. Sie handelt von der Geschichte jener Fragen, die zur Kulturwissenschaft als einem akademischen Fach geführt haben. Der unbestimmte Begriff der Kultur und das Fehlen eines Kanons von Leittexten hätten, so Friedrich Kittler, einen Zustand etabliert, der »eher Dilettantismus als Wissenschaftlichkeit befördert (...).«⁵ Dem wird durch die Publikation der Vorlesungstexte des Berliner Professors für Geschichte und Ästhetik der Medien aus dem Jahr 1998 entgegengewirkt.

Es handelt sich dabei um Transkripte, welche die Ausdifferenzierung der Kulturwissenschaft im Rahmen einer eigenständigen Disziplin anstreben. Im Rekurs auf die im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert bereits von statten gegangenen Transformationen der Medientechnologien und Speichersysteme wird dabei das Medium einer Vorlesung bereits in der Danksagung dem kommenden Jahrhundert zugerechnet: »Vorlesungen können mehr als jene mündlichen Improvisationen sein, wie sie sich seit Fichte von Woche zu Woche durchschlagen. Weshalb meine Danksagung auch Linux einschließen muß: Betriebssysteme als Open Source stürzen nicht Woche um Woche ab.« (10) Die technologische Basis für eine neue Kulturwissenschaft, wie sie sich mit dem vorliegenden Text abzeichnet, ist folglich *Open Source*. Jenes Prinzip, demnach ein Programm nie ohne seinen *Quellcode* gedacht oder auch publiziert werden kann, also immer die ausgewiesene Möglichkeit seiner Umformung inkludiert. Die Vorlesung macht es möglich, die Prinzipien einer neuen Wissenschaft offen zu legen und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ihre Speicherung auf der Basis »offener Quellen« samt ihrer Codierungen vergegenwärtigt die Bedeutung medientechnischer Standards für das Funktionieren einer (Geschichts-) Wissenschaft, die sich eben nicht von Woche zu Woche improvisierend durchschlagen muss. Unabhängig davon, ob die Quellcodes nun hermeneu-

tisch *verstanden* werden oder nicht, ist ein in dieses System geworfenes akademisches Dasein – und daher auch jenes der Historiker/innen – von den darin angeschriebenen Algorithmen abhängig. Man wird also nicht mehr mit Gesellschaft, sondern mit Maschinen *rechnen* müssen.

Da Dilettantismus und Ungenauigkeit bewältigt werden sollen, bedarf es vorerst eines näheren Eingehens auf den Titel des vorgelegten Programms. *Kulturgeschichte einer Wissenschaft von der Kultur* – deren Begriff erst auszuarbeiten wäre – produziert vorweg ein Paradoxon und eine Irritation. Kittler erachtet es jedoch als notwendig, von einer Kulturgeschichte zu sprechen, da es in zweierlei Hinsicht unumgänglich wäre, auch außerwissenschaftliche Faktoren in die Debatte einzubringen. Zum einen würde die Annahme, Techniken und Institutionen der Kultur wären so alt wie die Menschheit selbst, zur historischen Frage führen, warum ein diesen Techniken und Institutionen inhärentes Wissen erst im neuzeitlichen Europa zu einer expliziten Theorie dieses Wissens und mithin zu einer *Kulturwissenschaft* führte. Zum anderen habe sich die Kulturgeschichte durch einen systematischen Ausschluss konstituiert. Ausschlüsse, je schon politisch im Sinne von Haupt- und Staatsaktionen, würden die Frage nach der politischen Intervention in die Entwicklung der Kulturwissenschaft aufwerfen. »Schließlich hat nicht erst Goebbels gedroht, zum Revolver zu greifen, falls das Wort Kultur auch nur fiele; (...).« (18) Es ließe sich dahingehend anmerken, dass auch die Möglichkeit einer neuen Kulturwissenschaft in Berlin nicht zuletzt auf die Haupt- und Staatsaktionen in der Folge der politischen Wende von 1989/90, also auch auf die Liquidierung der Wissenschaft der ehemaligen DDR⁶ zurückzuführen ist, welche immerhin und zumindest die Rückkehr von »geisteswissenschaftlichen Dissidenten« ermöglichte.⁷ Den politischen Ereignissen folgte mithin kein wissenschaftlicher Gründungsakt. Ein Akt, der mit der Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft nunmehr vollzogen wurde.

Es wäre übertrieben, angesichts dieser Publikation von einer Archäologie der Kulturwissenschaft zu sprechen. Jedoch erstellt Kittler entlang der Präsentation ausgewählter Leittexte einen Stammbaum der leitenden Aussagen dieser Wissenschaft. Ausgehend von einem provisorischen Geviert aus Kultur-, Natur-, Technik/Ingenieur- und Sozialwissenschaft werden die Begriffe markiert, welche die Kulturwissenschaft grundlegend von anderen Wissenschaften abgrenzen und die Konstitution ihres Gegenstandes erst erlauben. Dabei werden auch die Interdependenzbeziehungen zu den genannten Wissenschaften vermessen. In fünf Etappen – von Vico bis Hegel über die empirische Kulturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts zu Nietzsche, Freud und Heidegger – wird ein Tableau der Konjugationen kulturwissenschaftlichen Wissens erstellt. Damit werden auch die Quellcodes der Analyseinstrumentarien offengelegt, welche es allererst gestatten, distinkte Aussagen ihrem kulturwissenschaftlichen Ort zuzuordnen. Vico tritt dabei als Diskursbegründer auf, der methodologisch mit dem Prinzip *verum et factum*⁸ eine rhetorisch-analytische Hermeneutik entwarf und im Unterschied zur Naturwissenschaft eine zyklische Geschichte der Menschheit festlegte (Götter-Helden-Menschen). Diese Argu-

mentation sei »wohl zum erfolgreichsten modernen Aberglauben geworden; sie ignoriert aber ganz systematisch die Möglichkeit, daß nach Göttern und Menschen die Maschinen an der Reihe sind.« (43) Mit Herder wird aus der rhetorisch-analytischen historischen Kulturwissenschaft eine Kulturanthropologie, die zwar Sprache als kennzeichnend für Kultur annimmt, jedoch sofort die Frage nach der *differentia specifica* des Menschen anschließt. Vor diese gestellt, »hat es die Kulturwissenschaft vor unserer sogenannten Postmoderne nie fertiggebracht, den Mund zu halten.« (46) Dass diese Kulturanthropologie nicht nur anders funktioniert, sondern auch anders geschrieben wird als die Kulturgeschichte Vicos, erfährt einen deutlichen Hinweis: »Seit 1770, also nicht erst seit einem leicht überschätzten amerikanischen Professor von heute, kennt die Kulturwissenschaft die dichte Beschreibung.« (50) Volney generiert in einem ersten Versuch Kultur- als Medienwissenschaft, deren Thema es jedoch bleibt, den Buchdruck als eine Möglichkeit zu erfassen, Wissen über den Tod hinaus positiv anschreiben zu können. Doch erst Schiller gebührt die Ehre, in seiner Antrittsrede in Jena Sprache als »Medium« zu denken. Mit Hegel wird dann ein Schlussstrich unter Vico gezogen. Hegels »Geist« objektiviert sich bei Kittler jedoch als Beamtensubjekt⁹ auf der Ebene von preußischen Staatsaktionen, »denn nur in seiner Maskerade als Biedermann west der absolute Geist an.« (119) In Hegels ironischen Nebensätzen wird die Möglichkeit einer Kulturgeschichte als Alltagsgeschichte gelesen. Den posthegelianischen Weg – aus dieser Möglichkeit eine Reduktion auf Alltäglichkeit und Empirie zu machen – bezeichnet Kittler als »Resteverwertung idealistischer Abfälle«. (132) Die empirische Kulturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts wäre also die Verarbeitung dessen, was Hegel als unverdaubar und was das Verbot des Jesuitenordens und der Reichsdeputationshauptschluss durch die Auflösung der geistlichen Territorien des damit vergangenen Reiches an Archivmaterial ausgeschieden hätten. Ergebnisse dieser Bemühungen finden sich noch unter den jüngsten Neuerscheinungen im *Verzeichnis Lieferbarer Bücher*.

Aber erst Nietzsche zeigt den Weg zu einer neuen Kulturwissenschaft, die nicht mehr in die Falle der Humanwissenschaften geraten würde. Die Rezeption der empirischen Einzelstudien, welche jeder Zeit andere Sitten und Gebräuche nachgewiesen hatten, hätte bei Nietzsche den Verdacht gefördert, es gäbe keine unhistorische und ontologische Wahrheit, also auch kein allgemein Menschliches mehr, das eine hermeneutische Erkenntnis derselben produzieren könnte. Kulturgeschichte liefert daher die Kategorien oder Redeweisen, die es im Sinne von Nietzsches Kulturpolitik umzuformen gilt. Gerade weil es das ontologisch Definierbare nicht mehr gibt, resultiert daraus die Forderung nach einer Geschichte des vormals Definierbaren und daher einer Geschichte des A(n)historischen: die Geschichte der Liebe, der Krankheit, der Strafe ...

Scheint damit die Humanwissenschaft abgeworfen, muss angemerkt werden, dass das Individuum Nietzsche von eben jener Humanwissenschaft gefangen und psychiatriert wurde, welcher auch Freud sich in einer Notlage bedient: Da die Performanzen der Analysierten mit Kulturgeschichte (antiker Mythologie) verknüpft

werden, aktiviert auch die Psychoanalyse die Übergangsrituale van Genneps und den Totemismus Frazers. Freud restituiert so die Kulturanthropologie, welche Kittler streng ins neunzehnte Jahrhundert verweist, was in diesem Zusammenhang übrigens auch der Spurensicherung Carlo Ginzburgs passiert: »Im Kontext dieser Vorlesung darf man noch anmerken, daß das Paradigma der Spurensicherung das der kulturwissenschaftlichen Alltäglichkeit selber zu sein scheint.« (193)

Hinsichtlich Freuds Prothesengott Mensch beschreitet Kittler zwei bemerkenswerte Exkurse: Er verweist auf Ernst Kapps Technikphilosophie, die Herders Mängelwesen Mensch durch Benjamin Franklins *tool making animal* ersetzt und damit Technologie als Organprojektion beschreibt und wirft in diesem Zusammenhang auch die Fragen Marcel Mauss' nach den Techniken des Körpers auf.

Allerdings sei erst mit Heidegger »das Ziel dieser Vorlesung (...) erreicht« (218), denn »in allem, was diese Vorlesung unternimmt, ist Heidegger schon immer vorausgegangen.« (223) Heidegger liefert für Kittler die Möglichkeitsbedingung einer neuen Kulturwissenschaft, die sowohl Mensch als auch Gott nicht mehr berücksichtigt. Seine Fundamentalontologie würde die Kulturwissenschaft grundsätzlich umkehren. Nicht mehr der Gegensatz zwischen Kultur- und Naturgeschichte, sondern der Versuch, Grundbegriffe der Natur aus jenen der Kultur herzuleiten, bestimmt die Wissenschaft. Die Geschichtlichkeit des Seins liefert allerdings keine Kulturgeschichten, sondern nur ihre Möglichkeitsbedingungen. Heideggers Kunstwerk-Aufsatz von 1936, der ein paar leere Schuhe in einem Gemälde van Goghs thematisiert und der Text »Das Ding«, der die Frage nach dem Was eines Kruges mit einer Abwesenheit, nämlich seiner Leere beantwortet, liefert Kittler das Skript für eine neue Kulturwissenschaft. Das Skript bestünde in der Frage, »was sich an kulturellen Bezügen ihrer [der Schuhe] von keinem Menschen verstopften ›Öffnung‹ einschreibt.« (244) Und so wird jener Krug oder jenes Schuhzeug in seiner Dinglichkeit als die Leere Fassendes zur *topologischen* Möglichkeitsbedingung von Kulturwissenschaft, die ohne Verstehen, ohne Hermeneutik und ohne Mensch auskommen muss.

Die Historisierung der eigenen Wissenschaft wird mithin zuallererst auf archäologischem Niveau vollzogen. Eine Oppositionsstellung zur oder gar Vereinnahmung durch die Sozialwissenschaft, wie sie Kittler für die Kulturwissenschaft noch in der Einleitung erwähnt, ist auf dieser Ebene schlussendlich unmöglich. Vielmehr wurden die humanwissenschaftlich orientierten Gesellschafts- und Geschichtswissenschaften historisiert und an die adäquaten Orte ihrer Wissenschaftsgeschichte verwiesen. Was weitaus wichtiger erscheint, ist die Verbindung von Kulturgeschichte und Medienwissenschaft, die bei Kittler immer mitgedacht wird. Geht man einen Schritt weiter und fasst den Krug in seiner Leere als Speichermedium auf, dessen Wesen die Leerstelle als Möglichkeitsbedingung von Speicherung überhaupt ist, gelangt man zu den – von Kittler bereits in den achtziger Jahren formulierten – technisch-historischen Möglichkeitsbedingungen.¹⁰ So zeigt etwa die durch Edwin Blacks jüngste Veröffentlichung¹¹ ausgelöste Debatte über die Verwendung von

IBM Technologie durch das nationalsozialistische Regime die Chancen und Möglichkeiten einer Kulturwissenschaft auf, die immer auch Medienwissenschaft ist. Denn Raul Hilbergs erste Reaktion¹² auf Sätze wie »IBM technology put the blitz into the blitzkrieg and the fantastical numbers into the holocaust«¹³ bestand nicht im Aufrichten des Menschen gegen die Maschine, sondern in der fragwürdigen Behauptung, dass Papier und Feder eine ausreichende technologische Grundlage für die Massenvernichtung darstellen können.

Um es mit wohlbekannten Worten und einer Zitation zusammenzufassen: »In unserer heutigen Zeit kann man nur noch die Leere des verschwundenen Menschen denken. Diese Leere stellt kein Manko her, sie schreibt keine auszufüllende Lücke vor. Sie ist nichts mehr und nichts weniger als die Entfaltung eines Raumes, in dem es schließlich möglich ist, zu denken.«¹⁴

Der zweite hier zu besprechende Text bemüht sich nicht, der Historisierungsmaschine Kittlers zu entkommen, sondern hält sich großteils streng an die humanwissenschaftliche – also *unhistorische* – Ordnung. Das Setup dieses Bandes ist im Gegensatz zu *Open Source* ein deutlich proprietäres Modell, das auf individueller Briefeinforderung und geschlossenen Kongressen beruht. Im Jahr 1998 haben die Herausgeber, Rainer Maria Kiesow und Dieter Simon »einer Reihe von Kollegen«¹⁵ einen Brief zukommen lassen. Darin wurde entlang einer Serie von Veröffentlichungen der Jahre 1997 und 1998 (Chartier, Evans und Wehler¹⁶) eine Krise der Geschichtswissenschaft konstatiert und zu einem Kongress geladen, der diese Krise zum Thema haben sollte. Der Sammelband *Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit, zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft* stellt die Publikation der gesammelten Beiträge dieser Veranstaltung dar. Die Vorbemerkung der Herausgeber lässt keinen Zweifel daran, dass an dieser Stelle die Ordnung der Repräsentation aufrecht erhalten und der Wahrheit genüge getan werden soll. Seltsamerweise wird in den ersten paar Zeilen Helmut Kohl in bezug auf die Parteienfinanzierungsaffäre der CDU zum allegorischen Erschütterer des Begriffes der Wahrheit. In der Folge wird ein Gegensatz zwischen disziplinierter wissenschaftlicher Historiographie und dem »Virus der Kunst« (8) fabriziert, dessen *patient 0* erneut den Namen Hayden White trägt. Ohne einen Begriff von Wahrheit – also eine über Repräsentation hergestellte vermeintliche Positivität – würde die Geschichte als Wissenschaft nicht funktionieren können. Es gäbe daher kein Entkommen aus »(...)dem Labyrinth der Meinungen, die der Tod der Wahrheit freigesetzt hat. Ist aber die Geschichte weder durch Wahrheit noch durch Disziplin zu bändigen, verkümmert die Differenz zwischen Anarchie und Methode. Die Anarchie wird zur Methode.« (10) So existiert nur die Wahl zwischen der Fraktion der Faktenhistoriker/innen und jener der Fiktionshistoriker/innen, die in ihrem Widerstreit mehr oder weniger regelmäßig Krisen des Historischen produzieren würden. Damit erscheint eine historische Wissenschaft, welche die ontologische Leere, die sich hinter jeder Repräsentation, jeder Vor- und Darstellung verbirgt, als Möglichkeitsbedingung handhabt, in dieser Konstellation offensichtlich als undenkbar.

Die Beiträge dieses Bandes folgen großteils diesem verkürzenden Dualismus von *fact and fiction*. Einzig Otto Gerhard Oexle (*Im Archiv der Fiktionen*, 87-103) sieht dieses Problem und kritisiert, dass die Debatte »ohne jede wissenschaftshistorische Vergewisserung geführt wird.« (92) Dieser Versuch einer Historisierung der eigenen Wissenschaft beginnt mit der Frage, ob denn nicht schon all diese Positionen längst vertreten worden seien und rekuriert so auf Ranke und Droysen. Die Debatte über Fakten und Fiktionen würde sich folglich um »vergessene« Positionen des neunzehnten Jahrhunderts drehen, während ganz andere Herausforderungen durch diese Dichotomie unbeachtet bleiben würden. Oexle verweist dabei vor allem auf die Frage nach Differenz und Übereinstimmung von historischer und naturwissenschaftlicher Erkenntnis.

Was Oexle dabei dem neunzehnten Jahrhundert zuschlägt, findet sich prompt im selben Band wieder. Lorraine Daston (*Die unerschütterliche Praxis*, 13-26) stellt das Thema des Bandes, nämlich die Krise in der Geschichtswissenschaft selbst in Frage. Trotz aller Differenzen herrsche »auf der Ebene der alltäglichen Praxis« (20), dem Fußnotensetzen und Quellenstudium »Friede und Harmonie« (20). »Die kognitiven Ansprüche der Geschichte liegen nicht in umfassenden Theorien über Ursachen, sondern eher in den Praktiken der Forschung und Überprüfung, wie sie jeder Doktorand lernen muß.« (21) Die Grenzen für Innovation sind also durch die von Daston immer wieder zitierten »Praktiken« der Historiker/innen eng gesteckt. Neues und Altes müssten somit zwangsläufig koexistieren können. Die Krise ist also eine Turbulenz an der Oberfläche. »Debatten über den Vorrang von Sozial- oder Kulturgeschichte (...) sind willkommene Provokationen (...) In der Tiefe, dort, wo Historiker ihrem Geschäft nachgehen, fließt das Wasser weiterhin ruhig vor sich hin.« (25) Diese »tiefe« Argumentation setzt sich beim Althistoriker Egon Flaig (*Kinderkrankheiten der Neuen Kulturgeschichte*, 26-48) fort, um schon im Titel zu pathologisieren. Auch er sieht keine Krise, zumal selten so viele ausgezeichnete historische Werke wie in den letzten 30 Jahren herausgegeben worden wären. Vielmehr würde die beschleunigte Tendenz zur Spezialisierung die Verständigung innerhalb des Faches schwierig machen. Das Bestreben, alle Forschungsmethoden des Faches beherrschen zu wollen, würde daher mehr und mehr verunmöglicht. Wie auch bei Daston löst sich hier jede Möglichkeit einer offenen Debatte über die epistemologischen Grundlagen der historischen Wissenschaften im Konsensualismus auf. Eine historische Kulturwissenschaft ist bei Flaig nur Alltags- oder Mikrogeschichte und historische Anthropologie, d. h. die empirische Kulturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts, deren intellektuelle Gegner der »linguistic turn« und die Dekonstruktion wären. Letztere – so wird angemerkt – sei für die Geschichte keine Gefahr, da das römische Reich immerhin unabhängig von historischer Erkenntnis existiere; die Sprache hätte als konstitutives Element des Sozialen zu starke *Argumente* (sic!) gegen sich, was am Beispiel der amerikanischen *political correctness* vorgeführt werden könne, die immerhin zweimal die offizielle *Bezeichnung* (sic!) für »die Schwarzen« hätte ändern müssen. Flaig beschließt seinen Beitrag, indem er

der Geschichte »Lebenskraft« zuschreibt, die sie vor Nietzsche gerettet hätte. Welche Funktion die Terme *Leben* und *Kraft* in der Argumentation des letzteren haben, wird hier freilich keiner Begriffsgeschichte zugeführt. Anthony Graftons *Geschichte am Abgrund* (48-58) schließt nahtlos an die Rede von der Bedeutung der Praktiken an. Er schafft es aber, das Niveau mit Leichtigkeit um einige Nuancen zu senken. Mit Wehler werden »methodologische Innovationen« hervorgehoben, »die von französischen Wissenschaftlern jenseits der Historikerzunft – und in manchen Fällen in Gegnerschaft zu ihr – entwickelt wurden, um die Humanwissenschaften zu erneuern.« (52) Da die ungenaue Lektüre dieser »französischen Wissenschaftler« samt ihrer mangelhaften »deutschsprachigen Rezeption« – um den »verständlichen« Rahmen des Nationalen nicht zu verlassen – nicht zu mehr reicht als zu den oben genannten fehlerhaften Äußerungen, widmet sich Grafton »anderen Aspekten« der Krise, der Ebene der Praktiken, die dabei von der Forschung auf das universitäre Verlagswesen verlagert wird, welches – und das ist hier die Krise – immer weniger Fachstudien veröffentlichen würde. Graftons Erweiterung der Alltagsgeschichte besteht dabei in der Forderung, die »Kulturkriege aufzugeben« und sich »ernsthafter das alltägliche Leben der Lehrenden und der Studenten anzuschauen.« (58) Auch Wolfgang Sonne (*Neue Freiheit, neue Verbindlichkeit, neue Verantwortungslosigkeit*, 104-118) reproduziert die Hermeneutik des neunzehnten Jahrhunderts: Krisen der Geschichtsschreibung finden hier ausschließlich »in einem Spannungsverhältnis zwischen meist zweifellos stattgefunden habenden Ereignissen und bezweifelbaren Deutungen dieser Ereignisse« (105) statt. Status und Funktion des Ereignisses bleiben unbestritten, da hierüber die Erörterung völlig fehlt.

Dass mithin die Mehrzahl der Texte dieses Bandes die Geschichtswissenschaft auf den Stand des neunzehnten Jahrhunderts bringen, lässt die Krise ganz im Gegensatz zu ihrer Negation durch Praxis geradezu als zu fordernde und zu stärkende Notwendigkeit erscheinen. Heinz Dieter Kittsteiner (*Die Krisis der Historiker-Zunft*, 71-86) betrachtet diese Krise als unumgängliche Folge der beginnenden Historisierung des eigenen Faches, die gerade ob der Involvierung der »deutschen« Historiker in den Nationalsozialismus notwendig sei. Anhand einer kritischen Analyse von Wehlers *Herausforderung* wird im Text von Kittsteiner die Forderung nach einer, »von Zunftzwängen befreite[n] Geschichtswissenschaft« (86) samt einer erneuerten Geschichtsphilosophie erhoben. Die Zunftzwänge würden genau das Niveau definieren, auf das Wehler eine Kulturgeschichte herabziehen wolle: das Niveau der Sozialgeschichte. Leider bezieht sich die Historisierung hauptsächlich auf den akademischen Machtkampf, der, wie im Falle der »Dekonstruktivisten« von Kittsteiner selbst sehr polemisch und ausschließlich politisch geführt wird. Diesem Text stellt Hans-Ulrich Wehler (*Die Hybris einer Geschichtsphilosophie*, 119-127) eine direkte Antwort gegenüber, was eine äußerst skurrile Konstellation ergibt: Schreibt Kittsteiner, Wehler würde Weber um seine philosophische Dimension verkürzen, antwortet Wehler, man müsse Weber die »geschichtsphilosophischen Zähne ziehen«. (124) Dieser kleine Krieg ist aber weder besonders interessant, noch ele-

gant geführt.

Die Fraktion der Fiktionshistoriker wird entlang einer sich wiederholenden Publikationsstrategie durch Hayden White (*Historische Modellierung (emplotment) und das Problem der Wahrheit*, 142-167) selbst vertreten. Alt- und allbekannte Thesen werden hier in einer Revision aktualisiert und auf das Thema des Holocaust bezogen. Es ging nicht darum, die Versuche aufzugeben, den Holocaust realistisch darzustellen, »sondern eher [darum], dass unser Begriff von dem, was eine realistische Darstellung ausmacht, so revidiert werden muss, dass er sich Rechenschaft gibt von Erfahrungen, die für unser Jahrhundert einzigartig sind und für die die älteren Darstellungsweisen sich als unangemessen erwiesen haben.« (166) Auch wenn derartige Thesen seit *Meta History* – und mithin seit 1973 – bekannt sind, führen sie in diesem Kontext nach wie vor eine Problematisierung der Darstellung und damit der Repräsentation ein, wie sie ansonsten – die übrigen Beiträge des Bandes stellen hier keine Ausnahme dar – zumeist übergangen werden.

Alles in allem erreicht diese Publikation somit bestenfalls die Institutionalisierung eines epistemologisch unreflektierten Konflikts, der an den Problemen der Geschichtswissenschaft und ihrer Grundlagenforschung vorbeiführt. Die eingangs aufgestellte Hypothese, dass der Mangel an Lektüre oder die Ungenauigkeit des Lesens und die fehlende Historisierung der eigenen Disziplin eine Isolation der aktuellen Geschichte reproduzieren, findet – um es in den Termini einer geläufigen Wissenschaftslehre niederzuschreiben – mit den soeben besprochenen Texten nicht nur ihren verifizierten Gegenstand, sondern auch ihre falsifizierte Bestätigung. Dahingehend kann die neue Berliner Kulturwissenschaft für die zuletzt beschriebenen Argumentationen keine Herausforderung darstellen. Denn sie ist den angeführten Positionen schlichtweg weit voraus.

Anmerkungen

- ¹ Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt am Main 1971, 462.
- ² Rainer Maria Kiesow u. Dieter Simon, Hg., *Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt am Main 2000, 11.
- ³ Jacques Rancière, *Die Namen der Geschichte. Versuch einer Poetik des Wissens*, Frankfurt am Main 1994, 7.
- ⁴ Friedrich Kittler, *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*, München 2000.
- ⁵ Ebd., 12.
- ⁶ Vgl. dazu Ingrid Matschenz u.a., Hg., *Dokumente gegen Legenden. Chronik und Geschichte der Abwicklung der MitarbeiterInnen des Instituts für Geschichtswissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin*, Berlin 1996.
- ⁷ Siehe auch das Interview mit Friedrich Kittler in diesem Band, 111 ff., hier 112.
- ⁸ Verum et factum: Erkannt kann nur werden, was selbst geschaffen wurde.

- ⁹ Friedrich Kittler, Das Subjekt als Beamter, in: Manfred Frank, Gérard Raulet u. Willem van Reijen, Hg., Die Frage nach dem Subjekt, Frankfurt am Main 1988, 401-420.
- ¹⁰ Vgl. Friedrich Kittler, Grammophon. Film. Typewriter, Berlin 1986.
- ¹¹ Edwin Black, IBM and the Holocaust: The Strategic Alliance between Nazi Germany and America's Most Powerful Corporation, New York 2001.
- ¹² »The notion that the Nazis needed sophisticated technology to be efficient is wrong,« said Raul Hilberg, author of *The Destruction of the European Jews* and widely regarded as a leading scholar on the Jewish deportation process. »Efficiency can be produced by people, with what we regard as very primitive means, like pencil and paper. You have to be very careful. The Nazis had machines, they were efficient. That is fine, but this is not a cause-and-effect proposition.« <http://www0.mercurycenter.com/svtech/news/breaking/merc/docs/ibm021101.html> März 2001.
- ¹³ Ebd.
- ¹⁴ Michel Foucault, Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt am Main 1971, 412.
- ¹⁵ Kiesow u. Simon, Hg., Suche, wie Anm. 2, 11.
- ¹⁶ Roger Chartier, *Au bord de la falaise. L'histoire entre certitudes et inquiétude*, Paris 1998; Richard Evans, *In Defence of History*, London 1997; und Hans-Ulrich Wehler, *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*, München 1998.